

deutschsprachigen Väterforschung, als auch an einer kritische Beleuchtung der Thematik interessiert sind, sei der Sammelband wärmstens empfohlen.

Greta Olson

Das Honorieren der Lust, Mutter zu sein

Daphne de Marneffe (2007) Die Lust, Mutter zu sein. Liebe, Kinder, Glück [2004]. Aus dem Amerikanischen von Juliane Gräbener-Müller. Erstveröffentlichung in den Vereinigten Staaten. München/ Zürich: Piper (480 S., 12,95 Euro).

In der Krabbelstube meines jüngsten Kindes wurde ein Cartoon aufgehängt: Es zeigt einen ehrwürdigen deutschen Bischof, der sich bückt, um einem bettelnden Mann etwas Geld in seine ausgestreckte Hand zu geben. Um den Hals des Bettlers hängt ein handgeschriebenes Schild mit der Aufschrift: Ich war ein Kitakind.

Diese Anspielung auf die deutsche Debatte um Familienministerin Ursula von der Leyens Forderung nach neuen Krippenplätzen mag als geeigneter Einstieg in die Besprechung eines Buchs dienen, das ein ganz anderes Licht auf das Mutterdasein wirft, als der Diskurs hierzulande gerade zulässt. Die Art, wie Kleinkinder angemessen zu betreuen sind und indirekt, wie Mütter zu sein haben, wurde in Deutschland im vergangenen Jahr heftig debattiert. Die empörte Kritik des Augsburger Bischofs Mixa, Ministerin von der Leyen wolle die Frauen zu ‚Gebärmaschinen‘ degradieren, bleibt unvergesslich. Es ging auch um eine bittere, existenzielle Schuldzuweisung für unseren fehlenden Nachwuchs. Liegt die Schuld bei den zu ehrgeizigen ‚karrieregeilen‘ Frauen oder gerade eben bei deren Männern, die sich weigern ‚erwachsen zu werden‘ und Verantwortung in einer zunehmend narzisstischen Gesellschaft zu übernehmen? Oder resultiert das Ausbleiben der Kinder aus einem veralteten konservativen System der Halbtagschulen und nicht existenter Betreuungsangebote?

Statt um Schuldzuweisung geht es in De Marneffes Studie um die Lust, Kinder zu bekommen, um deren Betreuung und, um die psychische Entwicklung, die mit dem Kinderkriegen einhergeht. Dies ist insofern ein höchst kontroverser Ansatz, als dass Ausführungen der Autorin folgendermaßen ausgelegt werden könnten: Kinderlosigkeit führe bei Erwachsenen (Frauen) zu einer retardierten psychologischen Entwicklung. Aufgrund dieser möglichen falschen Leseart möchte ich vorweg den sehr anderen, amerikanischen Kulturzusammenhang betonen, vor dessen Hintergrund De Marneffe schreibt. In den Vereinigten Staaten gehören zwei bis drei Kinder zum Durchschnitt einer Mittelschichtsfamilie; aus ökonomischen Gründen ist es auch ‚normal‘ und üblich, dass Mütter arbeiten. Nicht nur müssen Hypotheken auf Häuser abbezahlt werden, es muss zudem rigoros für die Ausbildung des Nachwuchses gespart werden. (Die

Studiengebühren für ein mittelmäßiges College in den USA belaufen sich mittlerweile auf ca. 40.000 Dollar pro Jahr.)

Wie der Titel *Die Lust, Mutter zu sein* verrät, schreibt De Marneffe über die Freuden des Mutterseins. Sie beklagt eine postfeministische Tendenz, Mutterschaft entweder zu essentialisieren oder sie für ein Konstrukt zu halten, welches das Selbstbestimmungsrecht einer Frau einschränkt. Die Lust, Mutter zu sein, wird als eine ideologische Projektion einer patriarchalischen Gesellschaft dargestellt. Sehr kritisch fragt De Marneffe, ob dies vielleicht mit einem generellen Misstrauen gegenüber den essentiellen Lüsten von Frauen zu tun hat: „Das Problem der Frauen ist heute allerdings weniger ein Mangel an sexueller Freiheit, als vielmehr die sich hartnäckig haltende Annahme, Eros habe nichts mit Mutterschaft zu tun“ (393). Das Muttersein wird zum Beispiel als eine andauernde und langweilige Unterforderung geschildert:

[O]bwohl viel über die Tendenz geschrieben worden ist, die negativen Aspekte des Mutterseins mit dem zu übertünchen, was die Schriftstellerin Anna Quindlen die „Hallmark-Karten-Version“ nannte, lohnt es sich doch, eine Reihe gesellschaftlicher Vorstellungen zur Kenntnis zu nehmen, die uns ganz im Gegenteil geneigt machen, Mutterschaft in einem negativen Licht zu sehen. Nehmen wir als Beispiel die Darstellung der Versorgung kleiner Kinder als „langweilig“. (186 f)

Das Verlangen, Mutter zu werden und Mutter zu sein, d.h. Kinder zu bekommen, zu lieben und zu betreuen und intensiv Zeit mit ihnen zu verbringen, hat ihrer Meinung nach bisher viel zu wenig psychoanalytische Aufmerksamkeit bekommen. Kinder zu haben und zu lieben macht glücklich und ist Teil eines Eros, der nicht mit der sexuellen Liebe gleichzusetzen ist. Der Eintritt ins Muttersein geht vielmehr einher mit einer neuen Beziehung zum Selbst und ruft neue menschliche Kapazitäten hervor, welche sowohl körperliche, intellektuelle, intuitive, als auch emotionale Facetten haben.

Weil sich so etwas anti-feministisch anhören kann, besteht die Gefahr De Marneffe als Konservative anzusehen, frei nach dem Motto: Frauen, Ihr habt Eure innerliche Bestimmung verpasst, wenn Ihr nicht möglichst viel Babys in der Welt setzt und mit ihnen zu Hause bleibt. De Marneffe ist ausdrücklich Feministin, sie unterstützt aber einen Feminismus, der Frauen hilft, nicht nur Kinder zu haben, sondern auch Zeit für sie zu haben. Dabei geht sie sehr schwierige Themen an, z.B. dass viele Frauen Berufslaufbahnen einschlagen die keinen oder wenig Platz für das Kinderbekommen zulassen, obwohl sie selbstverständlich Kinder haben wollen; dass es in der Tat schwierig ist, Geschlechtergleichheit heranzubringen und gleichzeitig eine ‚mütterliche Identität‘ zu bewahren (374); dass ein geglücktes Berufsleben für die meisten Mütter mit der Qualität der Kinderbetreuung steht und fällt, und dass – unglückliche Realität – sich die Bedingungen der Kinderbetreuung stets ändern, weil die Arbeit unterbezahlt ist und viel zu wenig anerkannt wird.

De Marneffe schreibt auch feinfühlig darüber, wie schwer es Müttern fällt, Väter an der primären Bindung zu den Kindern teilhaben zu lassen. Diese Ungleichheit wird in Scheidungsfällen besonders auffällig: Manche ziehen es vor, Kinder eher von Drittpersonen als von ihren Vätern betreuen zu lassen. De Marneffe beschreibt zudem überzeugend, inwiefern die Debatte um Abtreibung und unfreiwillige Kinderlosigkeit auch Aspekte unserer derzeitigen Ambivalenz gegenüber dem Muttersein und der Rolle der Mutter zeigen. Weswegen wir Schwierigkeiten haben, die Lust Mutter zu sein zu honorieren, hat ihres Erachtens mit der Gleichsetzung von Mutterschaft mit Hausarbeit und Unterqualifizierung zu tun, wie auch mit einem kapitalistischen Zwang, jede Art wertvoller Arbeit in irgendeiner Form quantifizieren zu wollen.

Ihr allgemeines Ziel ist es, den Wunsch Kinder zu haben und zu betreuen psychisch wie auch gesellschaftlich aufzuwerten; dies ist ein Ziel bei dem es genauso um Väter wie um Mütter geht. Das, was durch das Kinderhaben gelernt und erfahren wird, muss artikuliert und als Wert anerkannt werden:

Kinder können, wenn wir sie lassen, unser Zusammengehörigkeitsgefühl stärken. Wie ein Freund sagte, als ich ihm vor Jahren verriet, dass es mich mit Wehmut erfülle, keine Kinder mehr zu gebären: ‚Es geht nicht darum, daß du immer weiter Kinder bekommst. Es geht darum, daß du einen neuen Weg für die Erfahrung der Liebe findest, die du für deine Kinder verspürst, eine Liebe, die sich anfühlt wie keine andere, dass du deine Liebe für andere erweiterst und vertiefst.‘ Und das ist der Grund, weshalb es lohnt – wenn wir nicht mehr in Windeln versinken, nicht mehr um die Abfassung von Einkaufslisten ringen, nicht mehr von der Angst erfüllt sind, unsere Jobsicherheit oder berufliche Position hinge davon ab, dass wir keine Unruhe stiften – darüber nachzudenken, wie wir die Kenntnisse, die wir aus dem Erziehen und Versorgen unserer Kinder gezogen haben, in den gesellschaftlichen Kontext einbringen können. Anzeichen für solche Bemühungen gibt es überall um uns herum. Wir sehen sie in dem schönen, umfassenden Wissen, dessen Quelle die persönlichen Erfahrungen von Frauen und Männern sind, die Kinder haben und für sie sorgen. (429 f)

Dieses zentrale Zitat schneidet *the ethics of care* (Fürsorgeethik) an. Dieser Entwurf, der von Carol Gilligan initiiert wurde, der aber meines Erachtens auch nah an die Philosophie Martin Bubers und Emmanuel Levinas' reicht, beschreibt eine Ethik, die nicht auf Gerechtigkeit basiert, sondern auf der Beziehung zwischen dem Selbst und Anderen. Nach dieser Ethik trifft ein Mensch moralische Entscheidungen nicht auf der Basis der Vernunft, sondern auf der der Solidarität und der Werte von Beziehung.

Ich lese De Marneffe so, dass ihr zufolge viele Menschen eine ethische Entwicklung durchlaufen, indem sie Kinder bekommen und lieben. Diese Liebe für den anderen ist weit größer als die Liebe zu sich selbst und auch weniger egoistisch geprägt als erotische Zuneigung. Dadurch ist der Mensch womöglich auch in der Lage, diese Liebe für die eigenen Kinder auf andere zu erweitern

und hat dadurch einen anderen Sinn von Verantwortung der Welt gegenüber. Solche Erfahrung müssten auch in der Arbeitswelt gewertet und eingebracht werden. De Marneffe will also den Eros zum Muttersein zurückbringen, möchte aber auch, dass psychoanalytische Erkenntnisse und der Erfahrungsreichtum des Mutterseins mehr Anerkennung gewinnen.

Sehr erfrischend ist wie De Marneffe aus ihrer eigenen Erfahrung als arbeitende Mutter von drei Kindern schreibt. Dies schließt die sich stetig ändernden Bedürfnisse und Bedingungen ihres Arbeitslebens und Mutterseins ein. Sie beschreibt auch ihre eigene Ambivalenz sehr ehrlich. Elegant bewegt sie sich zwischen dem Anekdotischen und dem Allgemeinen und schafft es, beispielsweise, Julia Kristevas Differenzierung zwischen symbolischen und semiotischen Welten so zu beschreiben, dass sie allgemein verständlich ist.

Ob De Marneffes sehr wichtiger Ansatz in Deutschland aufgenommen werden kann, bleibt abzuwarten. Wir scheinen hier etwas in einem Entweder-Oder-Paradigma zu verharren, in welchem Frauen, die Kinder haben, entweder als Rabenmütter oder als Hausküken abgestempelt werden. De Marneffe lädt ein zu einer anderen Art des Sprechens und Denkens über den Eros des Mutterseins.

Christina Schoch

Mutter-Natur

Christine Brinck (2007) Mütterkriege. Werden unsere Kinder verstaatlicht? Freiburg/ Basel/ Wien: Herder Verlag (154 S., 12,90 Euro).

Um das seelische Wohlbefinden von Klein- und Kleinstkindern geht es Christine Brinck in *Mütterkriege*. Und so schiebt sie, in Anbetracht der von höchster politischer Ebene ausgegebenen Forderung nach mehr Krippenplätzen für unter Dreijährige, die besorgte Frage „Werden unsere Kinder verstaatlicht?“ im Titel ihres Buches gleich hinterher.

Ihr Anliegen, auch die Perspektive der Kinder einzubeziehen, die sich in der aufgeheizten Debatte um Rabenmütter und Karrierefrauen selbst nicht äußern können, ehrt sie und bereichert den Diskurs um einen zwar nicht brandneuen, aber außerordentlich wichtigen Aspekt. Angesichts einer so emotionalisierten und emotionalisierenden Frage wie der, ab wann und in welchem Umfang welche Art der Fremdbetreuung für Babys und Kleinkinder angemessen und gut ist, mag man der Autorin ihren häufig ins Polemische kippenden, überengagierten Ton nachsehen, ebenso wie die Beflissenheit, mit der sie schlagzeilenartig vorwiegend US-amerikanische Studien zum Beleg ihrer Thesen bemüht, ohne über deren Aufbau, Sample und Methode einen Nebensatz zu verlieren und ohne die Arbeiten genauso ‚renommierter‘ Forschungseinrichtungen und Wissenschaftlerinnen hinzuzuziehen, die genau das Gegenteil behaupten. (Zusammengetragen und leicht verdaulich diskutiert unter anderem in Titelgeschichten des *SPIE-*